

***ErSieEs*¹ – Eine fotografische Spurensuche zwischen den Geschlechtern**

Yvonne Most

Go between – Dazwischen: Ob wir eine Frau oder einen Mann vor uns sehen, ist keine rein biologische Frage. Die Einordnung hängt von unserem Blick auf die Menschen ab: Nehmen wir die Gesichtszüge als weiblich wahr oder als männlich? Die Porträtserie *ErSieEs* lässt sich auf die Zwischenräume ein und sucht ihre Schönheit.

Wir treffen uns an einem trüben Novembertag im Café in einer Stadt, aus der wir beide längst weggezogen sind. Es war mir klar, dass es eines Tages zu der Offenbarung kommen wird und ich bin nicht überrascht. Es bewegt mich, denn sie möchte von nun an mit einem Männernamen angesprochen werden. Er möchte als das wahrgenommen werden, als das er sich sieht, das er ist. Der Schritt der körperlichen Angleichung wird die Konsequenz sein: Die Hormone ändern sich, die Stimme senkt sich, die Brüste verschwinden fast. Er ist er, ein Transmann. Seither aber ist das Bedürfnis geweckt, diesen Prozess der Angleichung fotografisch festzuhalten. Ich beschäftige mich mit Geschlechterentwürfen und Begriffen aus der Gender-Szene und erkenne, wie mich Sprache einengt. Überall sehe ich Gender. Beim Ausfüllen von Formularen mit den Kästchen für Frau und Mann fange auch ich an zu fragen, wo die fehlenden Kästchen sind. Mein bisheriges Bildergedächtnis ist geprägt von inszenierten Selbstdarstellungen, wenn es fotografisch um das Thema Geschlechterrollen geht. Eine Vorher-Nachher-Serie kommt nicht in Betracht, ich will das voyeuristische Element nicht bedienen.

1 Die Fotografien in diesem Beitrag stammen aus der Reihe *ErSieEs – Porträts dazwischen* von Yvonne Most. Die Porträts stellen keine eindeutigen Geschlechterrollen dar, sondern lassen Facetten von weiblich und männlich zu und zeigen die individuelle Schönheit der Charaktere.





Bald ist der Transmann nicht mehr mein Hauptakteur, sondern wird durch Gespräche der Anlass für die Porträtserie *ErSieEs*. Private sexuelle Vorlieben sind keine Kriterien für meine Auswahl der Porträtierten. Vielmehr stehen Irritation und Annäherung im Vordergrund. Immer stellt sich die Frage: Wie nehmen sich die Menschen wahr und welches Bild halte ich fest? Oft hatte ich Angst Menschen anzusprechen: Für eine Frau kann es sehr kränkend sein, auf ihre maskulinen Züge hingewiesen zu werden oder zu bemerken, dass sie von anderen an ihr wahrgenommen werden – umgekehrt ähnlich für einen Mann. Die meisten haben in meiner Wahrnehmung sowohl weibliche als auch männliche Gesichtszüge. Bei der Frage nach diesen Kategorien sind wir dazu verleitet, sie biologisch zu beantworten. Was sie aber in sozialer, psychischer und emotionaler Hinsicht als Antworten bereithalten, ist nur sehr komplex wiederzugeben, ich wage dies nicht.

Beim Fotografieren entsteht ein intimer Raum – manchmal reden wir kaum, oft kommt es zu sehr privaten Gesprächen. Die Fotografien sind Zeugen einer Kommunikation, die gesucht und zugelassen wird. Manches bleibt verborgen oder es gibt keine Worte dafür, was in den Gesichtern zu sehen ist. Es ist die verborgene Schönheit, die wir mit Blicken zum Vorschein bringen wollen. Etwas fordert unsere Aufmerksamkeit heraus, dem wir uns nicht entziehen können. Was ist das? Jemand möchte verweilen und Zeuge meiner Beobachtung werden, spüren und bekannte Anteile seiner und ihrer selbst sehen, die nicht körperlich sind, vielmehr Teile der Persönlichkeit. Ich fotografiere Individuen, die sich im Zwischenraum bewegen, aber auch Charaktere, die diesen Raum an sich nicht vermuten, den ich durch das Fotografieren erst geschaffen habe. In der Reflexion über Identität und Körperlichkeit ist das beladene Wort Heimat nicht abwegig: Sich in der eigenen Haut wohlfühlen, einen Platz finden in sich und in der Umwelt, die Heimat im eigenen Körper. Das »Dazwischensein« ist viel mehr Normalität, als es uns unsere Vorstellung davon suggeriert. An den Männernamen und seine tiefe Stimme habe ich mich längst gewöhnt, an seinen weiblichen Geburtsnamen denke ich kaum noch. Er ist Teil der Serie und es ist nicht wichtig, wer der Transmann unter ihnen ist.

Heinz-Jürgen Voß im Interview: »Es gibt nicht nur zwei Geschlechter«

Das folgende Interview mit Dr. Heinz-Jürgen Voß (Martin-Luther-Universität Halle Wittenberg, Institut für Geschichte und Ethik der Medizin) wurde im November 2011 für einen Beitrag des *SOME Magazine* durchgeführt. In dieser Ausgabe widmeten sich Studierende des Studiengangs Kommunikationsdesign an der Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle aus unterschiedlichen Perspektiven dem Thema »Error«.

Yvonne Most: Wie würdest du einem Jugendlichen aus ländlicher Region in kurzen Sätzen deine Themen erklären?

Heinz-Jürgen Voß: Ich würde sagen, es geht nicht kurz, man muss sich miteinander Zeit nehmen. Ich würde fragen, was er unternimmt, um sich als typisch geschlechtlich herzustellen. Was er denn macht, sich beispielsweise rasiert oder parfümiert, um bei seiner Peergroup anerkannt zu sein. Davon ausgehend kann man auch zu biologischen Fragen kommen, das muss man aber nicht. Eine Unterscheidung zwischen ländlicher und städtischer Region würde ich nicht machen. Egal, wie simpel Antworten sind und ob sie widerlegt sind, sie ziehen immer wieder, überall. Das gilt in der Populärkultur, in der Jugendkultur, bei SeniorInnen, das findet tatsächlich breit in der Gesellschaft statt, auch im urbanen Raum, auch an Universitäten. Es wird kaum reflektiert, wie man durch sein eigenes Handeln stets Geschlecht selbst herstellt.

Das versuche ich herauszuarbeiten. In Vorträgen verwende ich zum Beispiel einfache Sachen wie Anziehpuppenmodelle, wie wir sie aus unserer Kindheit kennen. An ihnen kann man herausstellen: Ok, Mädchen und Jungs sind ganz unterschiedlich gekleidet, werden mit unterschiedlichen Gestiken versehen, haben unterschiedliche Haarlängen. Der Junge ist häufig so dargestellt, dass er eine Raum einnehmende Stellung einnimmt, während das Mädchen eher auf das Innere des Körpers fixiert abgebildet wird. Da wird deutlich und leuchtet ein, dass Geschlecht nicht einfach da ist, sondern eine erlernte Haltung, die im Leben eingenommen wird.

Y.M.: Gibt es im Bereich der Alltagsgegenstände Diskriminierung?

H.-J.V.: Es gibt Studien dazu, zum Beispiel ist der Bereich Architektur dazu auseinandergenommen worden, inwiefern dort Geschlecht berücksichtigt wird. Das ist für mich die Grundlage, Geschlecht ist nicht einfach

da, sondern wir lernen es. So werden in der Architektur unter anderem dunkle Gassen oder Garagenplätze auf geschlechtsspezifische Wirkung reflektiert, wie sie als gefährlich empfunden oder gemieden werden. Weitere Fragen sind: Inwieweit werden in der Architektur gerade männliche Stereotype bedient: höher, schneller, weiter. Ein gewisser Gigantismus, riesige Hochhäuser bauen für wenige Reiche und eben keinen vernünftigen Wohnraum und Arbeitsraum für alle zu schaffen. Wie würde eine eher matriarchal geordnete Gesellschaft zu anderen, vielleicht preiswerten, Bauweisen kommen?

In Linz gibt es ein Projekt, in dem versucht wird Maschinen geschlechterstereotyp zu entwickeln. Solche Projekte sind nicht emanzipatorisch, sondern sie tragen eher dazu bei, dass wieder unterschieden wird, also Geschlechterunterschiede wieder naturalisiert werden.

Es gibt auch Beispiele im medizinischen – biologischen Alltag. Gerade mit Betrachtungen zu Fortpflanzung werden Frauen eher konfrontiert. Bei Frauen werden »schädigende« Einflüsse auf Fortpflanzung stärker thematisiert als bei Männern. Weitere Fragen sind auch hier relevant, als Gender-Medizin. Aber auch hier gilt: Gender-Medizin ist keineswegs per se emanzipatorisch, teilweise wird auch dort Sozialisation überhaupt nicht betrachtet.

Y.M.: Vom Biologen zum queer-feministischen Missionar? Inwiefern ist die Beschäftigung persönlich motiviert?

H.-J.V.: Mir würde eine Überschrift in der konservativen Bild-Zeitung gefallen: Wissenschaftlicher sagt: »Es gibt nicht nur zwei Geschlechter«. Aber darauf kann man noch ein bisschen warten. Die Arbeit an dem Thema ist weniger persönlich motiviert. Ich habe Biologie studiert, ganz dumm vor mich hin. Das Denken hat erst nach dem Studium richtig eingesetzt, erst dann habe ich ein paar Sachen reflektiert. Nebenbei kam mein Coming-out, so 2000. Damit verbunden habe ich den Studien- und Wohnort gewechselt. Ich bin in Berührung mit queer-feministischen Kreisen und Denkweisen gekommen. Ich dachte: »Das Schwulsein soll wieder eine genetische Disposition haben? Das ist doch ein bisschen hohl, da kannst du näher ran gehen.« Der Denkprozess hat eingesetzt und mit den Untersuchungen bin ich zu dem Schluss gekommen, dass Geschlechter keineswegs eindeutig sind, sondern eher sehr vielfältig.

Y.M.: »Geschlecht ist gesellschaftlich gemacht.« Wie reagiert fachfremdes Publikum auf diese These?

H.-J.V.: Für viele ist es unverständlich. Weil viele Geschlecht als einfach da-seiend empfinden und eigene Probleme nicht mit Geschlecht in Verbindung bringen. Probleme sehen sie eher bei sich selbst. Zum Beispiel bei Aufstiegschancen von Frauen in der Wissenschaft gehen Frauen oft davon aus, dass es an ihnen selbst liege, dass sie nicht aufsteigen. Die Ursache wird bei sich selbst gesucht. Dass es an Strukturen liegt und an konservativen Männernetzwerken, wird nicht in Betracht gezogen.

Pubertäre Jungen, die gerade ihre Hoden entdecken, führen auf einmal alles auf sie zurück. Das dann auch wieder in den einfachsten Denkweisen: Es müsse den Mann geben und der stärkere setzt sich durch. Es müsse die Frau geben und sie wähle die Männer entsprechend aus. Solche Stereotype werden unterstützt.

Aber ich habe mittlerweile den Eindruck, dass sich relativ viele Leute auf das Thema einlassen wollen. Es gab eine Reihe von Interviewanfragen und Buchbesprechungen und es zeigte sich eine eher positive Resonanz. Der Bedarf sich selbst zu informieren ist da. Die Wahrnehmung nimmt zu, Ursachen für die stockende Karriere nicht mehr gleich bei sich selbst zu suchen, sondern nach den Strukturen zu fragen. Das kann ein befreiendes Moment für jemanden sein und zu einer kritischen Aktivität anregen.

Bezüglich biologischer Fragen: Nur weil die Fortpflanzung zum Erhalt des Menschen notwendig ist, heißt es nicht, dass sie jeden Menschen betreffen müsse. Die Frage der Fortpflanzung kann also auch relativiert werden. Beim Geschlecht – also bezogen auf die Genitalien – ist sogar eine größere Variabilität als zum Beispiel beim Herzen oder bei der Leber möglich. Herz und Leber müssen funktionsstüchtig sein oder medizinisch in einem funktionsfähigen Zustand versetzt werden können, damit ein Mensch leben kann. Genitalien sind hingegen nicht notwendig, um leben zu können. Ganz wichtig finde ich den Satz »durch eine Medizin in einen lebensfähigen Zustand zu bringen«. Medizin ist bedeutsam, etwas vermeintlich »Natürliches« eben nicht klar abgrenzbar. Noch im 19., Anfang des 20. Jahrhunderts sind 30 bis 50 Prozent der Kinder vor Erreichen des fünften Lebensjahres gestorben. In diesem Sinne wird offensichtlich, wie die Lebens- und Entwicklungsmöglichkeiten von Menschen gesellschaftlich bestimmt sind.

Y.M.: In Bezug auf »error« – Welche Parallelen siehst du zu Fehler/Norm im Gender-Kontext?

H.-J.V.: Ich finde den Bezug zu Medizin wichtig und möchte dort weg von den Begriffen »Fehler«, »Missbildungen« – und wie es auch immer genannt wird, Dinge als »Störung« wahrzunehmen. Mir geht es darum, die Perspektive zu verschieben, zu sehen: Eine Entwicklung findet individuell statt, daran sind verschiedene Variablen beteiligt, die sie beeinflussen. Wir müssen von einem Denken weg, das vielen Menschen Leid gebracht hat, und das »Missbildungen« und »Störungen« kannte. Das meinte, es sei etwas nicht normal, behandlungsbedürftig und erklärungsbedürftig. Aktuell werden wir noch in Ideale gepresst – weichen wir von ihnen sehr ab, sind wir nicht anerkannt. Mit solchen Setzungen ist vielfach Gewalt verknüpft. Das lässt sich am Beispiel der Intersexualität ganz gut zeigen. Menschen, die mit uneindeutigem Geschlecht wahrgenommen wurden, wurden heranzitiert, um typisch weibliche/männliche Geschlechtsmerkmale überhaupt zu finden. Auch in der Forschung wurden ihnen grauenhafte Dinge angetan, so geschlechtliche Zuweisungen im Säuglings- und Kindesalter, die sie als äußerst traumatisierend und gewaltvoll empfunden haben.

Y.M.: Der Blick von *SOME* richtet sich nach der Chance im Design aus Fehlern zu lernen. Welche Aussichten siehst du im 21. Jahrhundert für das Thema/die Toleranz der Transidentität?

H.-J.V.: Ab der europäischen Moderne, seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert, spätestens aber ab dem 18. Jahrhundert, zeigt sich eine starke Suche nach Eindeutigkeit, nach Wahrheit – keineswegs nur auf Geschlecht bezogen. Es kam die Vorstellung auf, eine Wissenschaft müsse eine und genau eine wahre Aussage treffen. Für Europa gilt es, zu erlernen, Pluralität zuzulassen. Menschen könnten frei und widersprüchlich leben. Ich möchte dort ankommen, dass man weitgehend selbstbestimmt leben kann und sich zum Beispiel nicht konkret hetero-, homo, bisexuell einordnen muss. Wir sind gewohnt in starren Identitätsmodellen zu denken, es fällt schwer, daraus auszubrechen. Ich sehe im Moment – unter anderem wegen der sich abzeichnenden Krise des Kapitalismus – die Möglichkeit, von der Suche nach »der Eindeutigkeit« wegzukommen und stattdessen mehr Pluralität und Widersprüchlichkeit zuzulassen.

Y.M.: Fühlst du dich diskriminiert?

H.-J.V.: Wir werden alle diskriminiert, und das merke ich auch ein Stück weit an mir. Weil wir alle ein bestimmtes Bild in Bezug auf Geschlecht erfüllen müssen.

Literatur

- Voß, H.-J. (2018). *Geschlecht. Wider die Natürlichkeit*. 4. Aufl. Stuttgart: Schmetterling Verlag.
- Voß, H.-J. (2011). *Making Sex Revisited. Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive*. 3. Aufl. Bielefeld: transcript Verlag.

Die Autorin

Yvonne Most, 1981 geboren in Thüringen, absolvierte den Bachelor Cultural Engineering an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg und baute mit dem Master of Arts Photography an der Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle auf. Ihre dokumentarische Fotografie spezialisierte sie an der Ostkreuzschule für Fotografie bei Sibylle Bergemann in Berlin und arbeitet als freischaffende Fotografin für zahlreiche Magazine wie *Neon*, *Nido* und *ZEIT Campus* und als Dozentin, unter anderen bei C/O Berlin. Als Dozentin in der Vermittlung von Fotografie arbeitet sie seit 10 Jahren unter anderem für Hochschulen und freie Träger für verschiedene Altersgruppen besonders zu den Themen: Portrait, Empowerment, Selbst- und Fremdwahrnehmung und Social Media Storytelling.

